

**Jan Rehmann:**  
**Postmoderner Links-Nietzschea-**  
**nismus. Deleuze & Foucault.**  
**Eine Dekonstruktion, Argument-**  
**Sonderband 298, Hamburg 2004,**  
**227 S. (16,50 €)**

Im vorliegenden Buch, der dritten Monographie des Autors (nach »Kirchen im NS-Staat« und »Max Weber: Modernisierung als passive Revolution«), geht es um die ideologie- und hegemonietheoretische Entzifferung eines für die geistige Situation der Zeit wichtigen Stücks Gegenwartsphilosophie. Das postmoderne Projekt, den Marxismus mit Hilfe eines links-gewendeten Nietzsche zu überwinden, so die These, kann mit Gramsci als »passive Revolution« bezeichnet werden, die die Besonderheit aufweist, unmittelbar an den Kulturen eines gescheiterten und enttäuschten Linksradikalismus anzusetzen (S. 9).

Die Einleitung macht deutlich, dass es sich nicht um eine Gesamtkritik »der« Postmoderne handeln kann, da die dieser »zugrundeliegenden gesellschaftlichen Transformationen« eine »Explosion widerstreitender Tendenzen« (David Harvey) hervorgerufen haben (S. 16). Was sich dagegen philologisch genau untersuchen und theoretisch analysieren lässt, sind die im postmodernen Rahmen vollzogenen »Umformungen und Einpassungen des Nietzsche-Bildes« (S. 17), um die es am Beispiel von Deleuze und Foucault geht. Untersucht wird, wie die französischen Philosophen – Deleuze z. T. zusammen mit Guattari – im Rückgriff auf Heidegger das Nietzschebild so transformiert haben, dass es mit dem Protestmilieu vor allem der französischen Nach-Acht-und-sechziger kompatibel wurde. Rehmanns Analysen zur Konstitution eines »Linksnietzscheanismus« machen schlagend deutlich, dass mit dieser Akzentsetzung der Hauptnerv einer außerordentlich einflussreichen Strömung getroffen ist. Die »Foucault-Industrie« hat sich ja nicht nur in den angelsächsischen Ländern zu einer akademischen Großmacht entwickelt. In den Geistes- und Kulturwissenschaften besetzt und verwaltet sie, was sich zuvor als Ideologiekritik und kritische Gesellschaftstheorie verstand. Dies drückt sich auch in ei-

ner mengenmäßig kaum mehr überschaubaren Literatur aus. Rehmanns Frage stößt in eine Reflexionslücke, die für die Rezeptionsliteratur symptomatisch sein dürfte: Eine philologische Untersuchung der postmodernen Nietzsche-Lektüre, die sich der Mühe unterzieht, diese mit dem Argumentationszusammenhang der nietzscheschen Schriften zu konfrontieren, fehlte bislang. Da dies nicht nur für die an Foucault orientierte Literatur (z. B. Dreyfus/Rabinow oder Wilhelm Schmid), sondern überraschenderweise auch für die meisten Postmoderne-Kritiker einschließlich derjenigen des theoretischen Marxismus gilt, stellt sich Rehmanns Ansatz quer zu den bisherigen Frontstellungen in der Foucault-Rezeption. Selbst wo z. B. Habermas oder Ferry/Renaut Foucault aufgrund seines »Nietzscheanismus« angreifen, wird nicht versucht, die Nietzsche-Lektüre selbst als eine eigene postmoderne Konstruktionsleistung in den Blick zu nehmen (vgl. zur Kritik S. 70 ff.). Rehmanns Blickwinkel, den man als Anwendung einer dekonstruktivistischen Methode auf die Postmoderne selbst beschreiben könnte, räumt seinem Buch eine Ausnahmestellung ein. Sie leistet eine Neu-Verknüpfung von Forschungsansätzen, die aufgrund unterschiedlicher, sei es nationaler oder universitärer Grenzziehungen bislang weit auseinander lagen. Dies gilt z. B. für die Konfrontation des postmodernen Nietzscheanismus mit einer kritischen Theorie (mit kleinem k und somit im weiten Sinn), die so verschiedene Ansätze wie die von Walther Benjamin, Günther Anders, Nicos Poulantzas und Pierre Bourdieu umfasst.

Im ersten Teil geht es um die »spinozistische Verkleidung« Nietzsches durch Deleuze, seine Umwidmung zum nomadischen Rebellen. Nachgezeichnet wird eine Lektüre, die Freud und Marx einem übermalten Nietzschebild einfügt (und unterwirft) und ohne die etwa ein Diskurs wie der von Hardt/Negri in »Empire« weder möglich noch verständlich wäre. Wie Rehmann zeigt, bildet die Verwechslung zwischen Nietzsche und dem »von ihm absorbierten und überwältigten Spinoza« die Grundlage dafür, dass sich unter dem Eindruck der 68er Bewegung und ihres Scheiterns das Nietzsche-Bild nach »links« verschiebt. (S. 60) Gegen Deleuze, dem er die »Verwechslung von Handlungsmacht und

Herrschaftsmacht« vorhält, arbeitet er die Unterschiede zwischen Spinozas »potentia agendi« und Nietzsches »Willen zur Macht« heraus, den er eher in der Linie von Hobbes verortet (S. 52 ff.). »Spinozas Vernunft ist eine, die auf den Affekten zu ›surfen‹ versucht, statt sie in nietzschescher Manier zu befehligen; sie ist ein ›intuitives Wissen‹ (II P40 SII, 209), nicht ein Herrenwort.« (S. 59)

Die eingesprengte kritische Relektüre Nietzsches, die ein Buch im Buch darstellt, schafft zum einen die Voraussetzung für eine Rettung Nietzsches aus der Deleuzeschen Vereinnahmung, die, wie Rehmann spürt, einer Philosophie der »Spaßgesellschaft« entgegenkommt (S. 38). Freigelegt wird, »was alles in Deleuzes Differenz-Übersetzung auf der Strecke geblieben ist: sowohl das sozialgeschichtliche Material der antiken Herrschaftsverhältnisse, das Nietzsche zu bearbeiten beansprucht, als auch die Unangemessenheit seiner Bearbeitung« (S. 42). Zum anderen funktioniert sie vorzüglich als Sonde ins Konstitutionsgefüge der deleuzeschen Theorie. Die Erkenntnis, die sie zurückbringt, ist beunruhigend: Es ist die Einsicht in die innere Instabilität eines ›Links-Nietzscheanismus‹, dessen Nietzsche aus dem Denken eine ›Kriegsmaschine‹ macht und damit ein Diskursfeld konstruiert, »in dem Linksradikalismus und neue Rechte sich grundsätzlich überschneiden können« (S. 66). Dieser »Links-nietzscheanismus« nimmt von Nietzsche vor allem die von diesem absorbierten und umgewendeten »spinozischen« Artikulationen einer ›moralinfreien‹ Lebenszugewandtheit auf. »Da er nicht in der Lage ist, sie analytisch von Nietzsches Herrenstandpunkt zu unterscheiden, schleppt er in der Sprache radikalster Befreiung unerkannt den entgegengesetzten Standpunkt naturalisierter Herrschaft mit.« (S. 67)

Der zweite Teil konzentriert sich darauf, wie der frühe Foucault sich einer Rezeptionslinie einschreibt, »bei der sowohl die herrenmenschlichen als auch die neu-religiösen Dimensionen der nietzscheschen Philosophie ausgeblendet bzw. einfühlend und entschärft nacherzählt werden« (S. 21). In den Gesichtskreis der Untersuchung rückt zunächst der ›Antihumanismus‹ des späten Heidegger, der u. a. auch Foucaults Kritik des ›anthropologischen Zeitalters‹ in der Ordnung der Dinge

maßgeblich beeinflusst hat. An Foucaults Rezeption problematisiert Rehmann die »unkritische Übernahme, die den Umsprung der heideggerischen Metaphysikkritik in das Jenseits einer neuen Metaphysik ausblendet« (S. 80). Ebenso unkritisch verhalten sich Foucault, Klossowski und Deleuze zur ›ewigen Wiederkehr‹, die Nietzsche als eine ›Religion der Religionen‹ konzipiert hat, um gegen die christliche Religion wie auch gegen die atheistische Religionskritik den Ewigkeitswert des Religiösen besser zum Tragen zu bringen (S. 89). Rehmann schlägt vor, die Wiederkunftslehre selbst mit den Kategorien der marxischen Religionskritik zu analysieren: ihre Schwankungen zwischen vitalistischem Dezisionismus und Fatalismus seien nicht ohne Berücksichtigung von Nietzsches Krankheitsgeschichte zu verstehen und wären insofern durchaus auch Manifestionen einer Religion im marxischen Sinne eines ›Seufzers der bedrängten Kreatur‹, freilich mit der Besonderheit, diesen Impuls direkt und mit aller Gewalt gegen die Bedrängten und Leidenden zurückzuwenden – eine Rückwendung, die »aufs engste mit der ideologischen Dynamik entfremdeter Vergesellschaftung verkreuzt ist« (S. 93). In der postmodernen Rezeption ist dagegen, wie Rehmann zeigen kann, »die Krankengeschichte der ›ewigen Wiederkehr‹ ausgeblendet, ihr entfremdeter Charakter übersehen, der zwanghafte Schub der Verherrlichung ignoriert, die exterministische Wendung des Leidens gegen die Leidenden verdrängt« (S. 94).

Im dritten Teil untersucht Rehmann, wie Foucault in der Periode seines linksradikalen Engagements (1969-72) einen neo-nietzscheanischen Machtbegriff einführt, der den der Episteme sukzessive ersetzt. Schritt für Schritt wird sichtbar, wie er sich von einem frühen Ideologiebegriff Althusserns abstößt, indem er ihn zunächst in die Kategorie des ›Wissens‹ auflöst und dann über die nietzschesche Verbindung von Wahrheit und Macht-Willen in die Kategorie der Macht übergehen lässt. Die Althusser-Schule hatte dieser Entwendung wenig entgegenzusetzen, weil Foucault mit dem Instrumentarium eines »halbseitigen und parasitären Althusserianismus« operierte (S. 110). Rehmanns Kritik konzentriert sich auf zwei theoretische Weichenstellungen: zum einen zeigt er, wie Foucault gestützt auf Nietzsche

die umkämpfte Problematik der »Wahrheit« in einen Fiktionalismus auflöst, der die Möglichkeit von unterscheidender Kritik zerstört und, wie Ernst Bloch schon 1935 bemerkte, die wissenschaftlichen Begriffe »höchst nützlich in Aktienpapiere« verwandelte, »welche je nach der gegebenen Lage schwanken« (zit. nach S. 117); zum anderen wird die Macht nicht als gesellschaftsanalytischer Begriff entwickelt, sondern »als diffuse Eigenschaft einem »Willen zur Wahrheit« (egal zu welcher) bzw. einem Diskurs-»Wuchern« (egal wohin) zugeschrieben« (S. 119). Obwohl Foucault die wirksame Rhetorik einer vielfältigen »Mikrophysik« der Macht entfaltet, praktiziert er in Wirklichkeit ein essenzialistisches Verfahren, mit dem die Macht hinter den gesellschaftlichen Produktions- und Herrschaftsverhältnissen in Stellung gebracht wird, wo sie wie eine »Fresszelle« (Poulantzas) alle Widerstände kontaminiert (S. 139, 178).

Eingefügt ist ein philologischer Exkurs zu Foucaults Aufsatz »Nietzsche, die Genealogie, die Historie«, in dem präzise nachgewiesen wird, dass es den von Foucault behaupteten Gegensatz von »Ursprung« und »Herkunft« bei Nietzsche überhaupt nicht gibt. Die hineinprojizierte Entgegensetzung verdeckt einen anderen Gegensatz, nämlich den zwischen Nietzsches mittlerer »ideologiekritischer« Phase und seiner Spätphase: »Dazwischen liegt ein spezifischer Vertikalisierungsschub, der in Foucaults Zuschneidung eines Alternativ-Nietzsche ausgelöscht ist.« (S. 131) Gerade Foucault, der an Nietzsches »Genealogie« die Durchbrechung jeder linearen Geschichtsauffassung hervorhebt, praktiziert eine Homogenisierung, die Nietzsches Wendung zu einem radikal herrschaftsbehahenden Ideologiekritiker unkenntlich macht. Wie schon bei Deleuzes Einebnung der Brüche zwischen Spinoza und Nietzsche wird auch hier eine neo-nietzscheanische Einheitslinie konstruiert, »die vom leeren Pathos eines immer gleichen Diskontinuierlichen, Vielfältigen und Fragmentarischen zusammengehalten wird« (S. 132). Das Selbstwidersprechen postmoderner Denkfiguren zeigt sich hier in der fiktiven Kontinuität des Diskontinuierlichen und im paradoxen Mythos der Einheit des Fragmentarischen. Der abschließende vierte Teil konfrontiert Foucaults Überwachen und Strafen mit Ru-

sche/Kirchheimers klassischer Studie *Punishment and Social Structure* (1939) und macht im besten Sinne »dekonstruktiv« sichtbar, was die neo-nietzscheanische Darstellung ins »Unsichtbare« verbannt hat: die Bedeutung der Zwangsarbeit (S. 154 ff.), die Verbindungen zwischen Gefängnisfunktionen und Arbeitsmarkt (S. 144 ff., 158 ff.), die ökonomischen Funktionen des Gefängnisses, die Foucault gerade an den von ihm herangezogenen Panoptikon-Schriften Benthams aufzeigen hätte können (S. 168 ff.), die Unterschiede zwischen demokratischer Strafrechtsreform und faschistischer Gefangenen-Verelendung (S. 162 f.). In diesem Zusammenhang wird eine vielfältige sozialgeschichtliche Literatur zur Entwicklung der Strafsysteme und zur »Sozialdisziplinierung« einbezogen, die in der hiesigen philosophischen Foucault-Rezeption nahezu vollständig ausgeblendet war: aus Deutschland (z. B. Steinert/Treiber, Sachße/Tennstedt, Peukert), aus Italien (Melossi/Pavarini), der angelsächsischen Welt (z. B. Sullivan, Angela Davis, Ignatieff, Semple, Parenti) und nicht zuletzt aus Frankreich selbst (Petit, Zysberg, Faugeron, Michelle Perrot, Wacquant). Der Vergleich macht deutlich, dass Foucaults Konzept einer »im Selbstlauf ausschwärmenden« Disziplinarmacht die Verbindungen der Strafsysteme mit den Regulationsweisen des Kapitalismus ausblendet und damit auch den gegenwärtigen Zusammenhang zwischen disziplinärem Neoliberalismus und »Prison Industrial Complex« verfehlen muss (S. 180).

Wäre das Ethos wissenschaftlicher Redlichkeit bestimmend, müsste Rehmanns Arbeit die Foucault-Literatur das Fürchten lehren. Unnachsichtig konfrontiert er Interpretationen mit dem interpretierten Text, sekundär übernommene und weitertradierte Interpretationen mit den Untiefen ihrer jeweiligen Matrix. Indem er die »Philosophien des Marktes« den Standards theoretischer und historisch-kritischer Reflexion aussetzt, bricht er einen lähmenden Zauber, ohne die fruchtbaren Impulse des kritisierten Denkens preiszugeben. Die Untersuchung richtet sich ausdrücklich nicht gegen das Anliegen, sich vom Scharfsinn der nietzscheschen Intuitionen anregen zu lassen, »sondern gegen den Konformismus, ihn als symbolisches Kapital einzusetzen, ohne seine »hierarchische Obsession« aufzudecken« (S. 18),

also dagegen, Nietzsches Herrschaftspathos zum bloß »differenziellen Element« zu verniedlichen. – Insgesamt wird im Laufe der Lektüre immer deutlicher, dass sich gerade über den Zugang einer kritischen Philologie neue und überraschende Einsichten in die theoretische Produktionsweise der poststrukturalistischen Philosophen gewinnen lassen.

WOLFGANG FRITZ HAUG

**Martin Jänicke, Philip Kunig,**

**Michael Stritzel:**

**Lern- und Arbeitsbuch Umwelt-  
politik. Politik, Recht und  
Management des Umweltschutzes  
in Staat und Unternehmen,  
Verlag J. H. W. Dietz Nachf. Bonn  
2003, (2. überarbeitete Auflage).  
453 S. (15,20 €)**

Das hier zur Rede stehende Lern- und Arbeitsbuch Umweltpolitik ist ein Buch aus einer ganzen Reihe von Lern- und Arbeitsbüchern, um deren Herausgabe sich der Bonner Dietz-Verlag seit Jahren verdient macht. Wie auch bei den Lern- und Arbeitsbüchern zur »Dritten Welt« oder zur Ökonomie wendet sich das Lern- und Arbeitsbuch Umweltpolitik nicht vorrangig an einen mehr oder weniger kleinen Kreis von Experten, sondern an jene große Gruppe von Lernenden, aber auch von Berufstätigen, die sich über Grundlagen der Umweltpolitik, des Umweltrechts und des betrieblichen Umweltmanagements informieren wollen oder auch müssen.

Ein besonderer Vorzug des vorliegenden Bandes besteht in der Tat darin, daß in ihm drei auf ihren jeweiligen Gebieten ausgewiesene Hochschullehrer von der Freien Universität Berlin versuchen, umweltspezifische Aspekte in den Bereichen Politik, Recht und Unternehmensmanagement nicht nur übersichtlich darzustellen, sondern auch aufeinander zu beziehen. Dies geschieht in vier Teilen. In der Einleitung (Teil I) wird ein gedrängter Überblick vermittelt und das Beziehungsgeflecht zwischen den später detailliert behandelten Bereichen dargestellt. Der Teil II – aus

der Feder von Martin Jänicke – befaßt sich mit der Umweltpolitik in Deutschland, ihrer Geschichte, ihrer Prägung durch internationale Entwicklungen und vor allem ihrer Veränderung im Rahmen des Voranschreitens der europäischen Integration. Er bietet eine Einführung in die Grundbegriffe der Politikanalyse, diskutiert Veränderungen in der umweltpolitischen Steuerung und verweist auf die politischen Spielräume, die gerade bei der Umsetzung von Nachhaltigkeitsstrategien bestehen. Allerdings hat die Überarbeitung und Aktualisierung des Materials (aus Anlaß der 2. Auflage) in diesem Teil offenbar mit der Jahrtausendwende ihr (erstaunlich frühzeitiges) Ende gefunden. Auch die zwei Seiten Bemerkungen »zur Umweltpolitik der DDR« (S. 46 ff.) sind wenig hilfreich – für den, der am Thema ernsthaft interessiert ist, sind sie viel zu nichtssagend und vor allem voller (bedenklicher) Pauschalurteile; und für jenen Leser, den die DDR-Umweltpolitik nicht interessiert, sind die »Bemerkungen« ohnehin verzichtbar. Der Teil III zum Umweltrecht ist – im Gegensatz zu Teil II – bis in die unmittelbare Vergangenheit hinein aktualisiert und der Autor, Philip Kunig, ist konsequent bemüht, grundlegende rechtliche Sachverhalte für den Leser verständlich aufzubereiten, der nicht über »juristische Fachkenntnis« verfügt. Er gibt einen sehr brauchbaren Überblick über die Instrumente umweltrechtlicher Gestaltung, über die Teilgebiete des Umweltrechts und über neuere Entwicklungen im Umweltvölkerrecht. Das Umweltmanagement des Unternehmens steht im Zentrum des Teils IV. Hier geht es dem Autor, Michael Stritzel, vor allem um eine »realistische Perspektive«, wenn es um umweltpolitische Belange in Unternehmen geht. Denn gegen eine »Öko-Controlling Euphorie« (S. 360) steht unverrückbar die »Dominanz der ökonomischen Ziele im Unternehmen« (S. 359), so daß angesichts der relativ geringen Sanktionen und der staatlichen Verfolgungsdefizite »in der Mehrzahl der Fälle der Umweltverstoß die ökonomisch günstigere Alternative darstellt« (S. 399). Demgegenüber versucht Stritzel unermüdlich, Zusammenhänge und auch Zwänge aufzuzeigen, die Umweltmanagement für Unternehmen dennoch (unter bestimmten Bedingungen) interessant und annehmbar machen.

Das mit zahlreichen Tabellen, Darstellungen und Grafiken didaktisch gestaltete Lern- und Arbeitsbuch wird durch ein umfangreiches »umweltpolitische Glossar« und ein »Sachverzeichnis« sowie eine Fülle von weiterführenden Literaturangaben vervollständigt.

ARNDT HOPFMANN

**Albrecht Müller:**  
**Die Reform-Lüge. 40 Denkfehler, Mythen und Legenden, mit denen Politik und Wirtschaft Deutschland ruinieren,**  
 Droemer Verlag München 2004,  
 416 S. (19,80 €)

Die Mitgliederzeitschrift der SPD trägt den traditionsreichen Namen »vorwärts«. Leider wird das Blatt, das vor allem die vorherrschende Parteivorstandslinie propagiert, der aufklärerischen Tradition der von Wilhelm Liebknecht mitbegründeten Zeitung nur noch selten gerecht. Für eine wesentliche Ausnahme steht der Name Albrecht Müller, der regelmäßig in ganzseitigen Kolumnen über Manipulationsversuche von Medien oder etwa Initiativen wie der »Neuen sozialen Marktwirtschaft« aufklärt. So lange Albrecht Müller im »vorwärts« schreibt, besteht Hoffnung, dass die SPD für die soziale Demokratie noch nicht ganz verloren ist.

Nun legt Müller ein Buch vor, das sich eben der Aufklärung im Sinne sozialer Demokratie verpflichtet fühlt. Dabei kommt das sozialdemokratische Führungs- und Regierungspersonal so schlecht weg, dass der Rezensent für die Müllerschen »vorwärts«-Kolumnen fürchtet. Wir können nur hoffen, dass dies durch eine möglichst breite Rezeption des Buches wettgemacht wird. Gute Voraussetzungen dafür sind gegeben. Albrecht Müller, studierter Volkswirt, war unter anderem (etwa Planungschef bei den Bundeskanzlern Brandt und Schmidt) Redenschreiber von SPD-Wirtschaftsminister Karl Schiller, und das war er ganz offenbar geworden, weil er flott schreiben kann. Diese Schreibe setzt er ein, um der Bücherflut neoliberaler Apologeten (»von

Meinhard Miegel und Oswald Metzger, von Hans-Werner Sinn und Gabor Steingart, von Arnulf Baring und Frank Schirmmacher«, S. 9) etwas entgegenzusetzen. Denn Müller hält die neoliberale Walze für ruinös für »unser Land«. Er fragt sich, wie eine seit zwei Jahrzehnten betriebene, offenbar erfolglose Politik sich dennoch so ungestraft als alternativlos darstellen könne.

Bei der Antwort kommt er zwangsläufig auf die Medienlandschaft und die dahinterstehenden Interessen zu sprechen. Wie ein anderer sehr lesenswerter Aufklärer, Walter van Rossum, bedauert Müller die »Sabine-Christiansierung« der deutschen Demokratie.

Den Propagandisten des Neoliberalismus zollt Müller »vom rein fachlichen Standpunkt aus« hohe Achtung. Zwar sieht er keine Verschwörung am Werk, er kann solche Vermutungen angesichts der erfolgreichen Manipulationsstrategien aber verstehen. »Professionell ist vor allem, wie Glaubenssätze, Lügen und Legenden, die im Widerspruch zur Realität und Erfahrung der Menschen stehen, in den Köpfen vieler Menschen verankert wurden.« (S. 374) Diese dermaßen ernst genommenen Gegner will Müller mit seinen Waffen schlagen: der vorzüglich recherchierten, begründeten, kurzen, lesbaren und damit überzeugenden Argumentation. Zugute ist ihm dabei zu halten, dass er mit mindestens neunzig Prozent seiner Argumente die Realität trifft.

Eine Warnung an die vielen streng wissenschaftlich orientierten Leser von Utopie kreativ: Gelegentlich scheut der Autor auch vor Polemik nicht zurück. Zudem sind viele Aspekte nur angerissen. Dass Müller sich etwa hinsichtlich der Globalisierung voll auf der Höhe der Diskussion befindet, kann auch nicht uneingeschränkt gesagt werden.

Aber an Wissenschaftler richtet sich der Text auch nicht in erster Linie. Er will »massenwirksam« sein. Das Buch ist in drei Teile gegliedert. Zunächst klärt Müller über die Ideologie auf, die der »Reform« zugrundeliegt. Frappierend, wie durchschaubar die »Reformen« werden, wenn kurz, knapp und überzeugend die dahinterstehenden Interessen bloßgelegt werden.

Den Kern des Buches bildet der zweite Teil: »40 Denkfehler, Mythen und Legenden«. Mythenbildung sieht Müller beispielsweise

bei der Demographiedebatte am Werk. Zur Begründung werden gegenwärtige und prognostizierte Bevölkerungszahlen mit solchen aus der deutschen Geschichte sowie mit denen anderer Länder verglichen. Der Hysterie um den »Generationenvertrag«, die umlagefinanzierte Rentenversicherung setzt Müller die zweifellos vorhandenen Risiken der Kapitaldeckung entgegen. Hierzu verweist er an anderer Stelle auf die Aktivitäten eines chilenischen Juntopolitikers. José Piñera, der 1980 die Privatvorsorge in Chile einführte, ist heute Propagandist der Kapitaldeckung in der Altersvorsorge. »Der Arbeitsminister Pinochets als Ghostwriter einer rotgrünen Koalition in Deutschland«, das hat sich Müller in seinen schlechtesten Träumen nicht vorstellen können. (S. 382)

Hinsichtlich Wachstum, Wettbewerbsfähigkeit, Beschäftigung, Arbeitslosigkeit, Löhnen, Arbeitsmarkt – kurz »der Wirtschaft« entlarvt Müller 22 Lügen und Mythen, weitere elf Argumentationen setzen sich mit der Staatsquote, den Schulden des Staates und dem Sozialstaat auseinander.

Für einen Redenschreiber des Keynesianers Karl Schiller nicht unerwartet setzt sich Müller mit der herrschenden Angebotsideologie und ihren Fehlentwicklungen auseinander.

Teil III ist überschrieben »Die Reformpleite – Helfer und Helfershelfer«. Dass und warum Intellektuelle sich dem mainstream unterwerfen (»Die Koalition der Willigen«), wird ebenso dargestellt wie das Versagen der »Eliten« und der politischen Parteien (»Der Fisch stinkt vom Kopf her.«)

Wie auch der Rezensent leidet der Autor besonders an der eigenen Partei. Ob die »Reformpleite« den Ruin der SPD als mehrheitsfähige Partei bedeute, wird gefragt. Da Müller ein optimistischer Mensch ist, beantwortet er die Frage lieber nicht eindeutig. Aber doch so viel: »SPD und Grüne haben den Konservativen mit ihrer Politik ... den Weg dafür bereitet, nach einer Machtübernahme spätestens im Jahr 2006 ungestört und ohne Widerstand von politischer Seite die Revolution von oben durchzuführen und den Abbau sozialstaatlicher Regelungen zu realisieren.« (S. 390) Gegen diese Perspektive soll auch die »Reformlüge« wirken. Die Empfehlung am Schluss, wohl kaum überraschend: Kaufen. Lesen. Verschenken. Verbreiten. Empfehlen.

FRIEDHELM WOLSKI-PRENGER

Nietzscheforschung. Jahrbuch der Nietzsche-Gesellschaft, Bd. 10, hrsg. von Volker Gerhardt und Renate Reschke, Akademie Verlag Berlin 2003, 364 S. (64 €)

Den Hauptteil des Bandes bilden fünf Beiträge, die auf der Jahrestagung der Nietzsche-Gesellschaft im August 2002 in Naumburg gehalten worden sind. Das Thema dieser Tagung lautete »Ethik nach Nietzsche«. Besonders hervorzuheben ist das Referat von Volker Gerhardt, worin der Platz des Philosophen in der biopolitischen Debatte der Gegenwart bestimmt wird. Gerhardt rechnet Nietzsche zu den »großen Anregern des 20. Jahrhunderts«. Für James, Simmel, Max Weber, Bergson, Heidegger, Jaspers, Löwith, Gehlen, Adorno, Bloch und andere hat er die entscheidenden Stichworte geliefert. Ebenso aber auch für Husserl, Russell, Wittgenstein, Cassirer und Popper, wo dies weniger offenkundig ist. Aber erst nach 1968 wurde es üblich, sich auf Nietzsche wie auf einen Klassiker zu berufen. Maßgeblich dazu beigetragen hat die von der DDR ermöglichte, dort selbst aber nicht erschienene Kritische Gesamtausgabe der Werke und Briefe Friedrich Nietzsches. Denn erst auf dieser Grundlage war es möglich, den »ganzen« und den »wahren« Nietzsche kennen zu lernen und die vielen Mißverständnisse und Fehlinterpretationen, die das Nietzsche-Archiv unter Leitung seiner Schwester zu verantworten hat, zu korrigieren.

Dies gilt auch für die Tagung in Naumburg, die ohne ein revidiertes Bild der Programmbegriffe Nietzsches, von denen die »Umwertung der Werte«, der »Wille zur Macht«, die »Vernunft des Leibes«, der »Tod Gottes« und der »Übermensch« die problematischsten sind, nicht auskommt. Gerhardt legt dar, wie Nietzsche stets die »prometheische Erziehung des Menschengeschlechts proklamiert« hat und daß es ihm dabei vor allem um die »Intensivierung des Erlebens und um die Potenzierung der produktiven Gestaltung« ging (S. 58). Deshalb setzte er dem Menschen ein Ziel, das über ihn hinauswies, er sollte sich in »Selbstüberwindung« einer höhern Entwicklungs-

stufe nähern, wofür er den Begriff »Übermensch« wählte (vgl. UTOPIE kreativ, Heft 161, S. 460ff.). Damit wird die eigentliche Bedeutung dieses umstrittenen Programmbeegriffs deutlich: »Er dient der Sicherung einer in heiliger Nüchternheit ergriffenen Zukunft des Menschen, nicht aber dessen Preisgabe. Pathos der Menschwerdung und Distanz zu seiner anthropozentrischen Überheblichkeit sind die widerstreitenden Motive in diesem Begriff ... Er meint nicht die nach oder neben dem Menschen historisch auftretende Spezies, die ihn entweder verdrängt, vernichtet oder für sich arbeiten läßt. Der Ausdruck ist vielmehr nur eine Metapher für den in allem über sich hinaus strebenden Menschen.« (S. 61)

Daran an schließt sich ein hervorragender Beitrag von Pirmin Stekeler-Weithofer, welcher Nietzsches Ethik des Überstiegs vom Bedürfniswesen zur authentischen Person behandelt. Auch dieser Text ist mit Blick auf die aktuelle Kontroverse geschrieben. Der Autor referiert Nietzsches Ausführungen zum Typus des »letzten Menschen«, womit er seiner Zeit den Spiegel vorhielt, um dann zu zeigen, was dem entgegengesetzt werden kann. Zwangsläufig führt auch diese Betrachtung zum Übermensch – als dem »Idealbild einer selbstständigen Person«. »Der Übermensch heißt Übermensch, weil er ein kontrafaktisches Ideal ist. Der reale Mensch der Gegenwart ... orientiert sich entweder an den Schemata der Tradition ... oder an seinen eigenen Empfindungen und Sorgen im Blick auf eine kleine Zukunft, auf nahe liegende Präferenz erfüllungen und Schmerzvermeidungen. Dabei fällt das Ganze des Lebens ... aus dem Blickfeld ... Der Mensch, der sich am Ideal des Übermenschens orientiert, lebt jenseits der Abhängigkeit von Vaterfiguren und dem Urteil der Masse, aber auch frei von Larmoyanz oder Lebensangst ...« (S. 75 f.).

Im zweiten Teil des Buches finden sich Beiträge des 10. Nietzsche-Workshops, welcher der Schrift »Menschliches, Allzumenschliches« gewidmet war. Der Aufsatz von Oliver Kloss (»Politische Ökonomie in kosmoästhetischer Absicht«) verdient besondere Erwähnung. Der Autor versteht es, anhand klug ausgewählter Zitate Nietzsches Bedürfnis-Konzept anschaulich darzulegen. Dabei wird deutlich, daß Nietzsche, obwohl sich gern an ältere

Autoren orientierend (hier: Buffon, Galiani), wissenschaftlich doch auf der Höhe seiner Zeit war. So verwendete er einen recht modern anmutenden subjektiven Wertbegriff und argumentierte grenznutzentheoretisch (S. 165f.).

Der dritte Teil besteht aus diversen Aufsätzen. Besonders erwähnenswert unter diesen ist ein Essay von Steffen Dietzsch »Ein Nomade in der Landschaft Zarathustras«, welcher Oscar Levy und dem in der Rezeptionsgeschichte häufig verdrängten jüdischen Nietzscheanismus gewidmet ist. Unglaublich spannend zu lesen und reich an bisher wenig bekannten Details. Ebenfalls lesenswert, schon wegen des exzellenten Stils, ist der Aufsatz von Renate Reschke »Die verlorene Geliebte und ihr neues Domizil«, worin sie sich mit Nietzsches Verhältnis zu Religion und Kunst und dessen Bedeutung für die Moderne auseinandersetzt.

ULRICH BUSCH

**Marvin Chlada:**  
**Der Wille zur Utopie,**  
 Alibri Verlag Aschaffenburg 2004,  
 253 S. (16 €)

Das Verhältnis der »Linken« zur Utopie ist ambivalenter Natur. Einerseits steht die These von Marx und Engels im Raum, dass utopisches Denken abzulehnen sei, da der wissenschaftlich begründete Sozialismus diese naive Vorform der Antizipation zukünftiger Ordnung aufhebe bzw. absorbiere. Andererseits ist aber dennoch eine Tradition der Aneignung Utopias innerhalb der »linken« Publizistik zu erkennen. So war es bereits Lenin, der A. Bogdanow (d. i. Malinowski) den Auftrag gab, eine Utopie zu schreiben, die den Massen vor Augen führe, wie der vollendete Kommunismus aussehen werde. Und in Deutschland sind Ernst Bloch und Martin Buber zu nennen, deren Werke um den Begriff der Utopie kreisen und von diesem aus zu interpretieren sind. Als 1989 die Probleme der sozialistischen Staaten offenbar wurden, gingen immer mehr Autoren dazu über, die eigene Standortbestimmung ebenso wie die Vermessung der Geschichte mit einer Analyse des utopischen Denkens zu verbinden. Gegen die konservativen Versuche (z. B. Ernst Nolte, Joachim Fest, Lothar

Bossle) der Diskreditierung der Utopien setzten immer mehr Autoren den Versuch einer Reaktivierung utopischer Potenziale und einer Verteidigung der Utopie als notwendigen Baustein menschlichen Seins. Verwiesen sei an dieser Stelle auf Hermann Klenner, Rolf Schwendter oder Joachim Petzold.

Angesichts dieser kurzen Bemerkungen überrascht es nicht, dass dabei oftmals der Rückgriff auf Ernst Bloch gesucht wurde. Und auch Marvin Chlada steht mit seinem Buch »Der Wille zur Utopie« in dieser Tradition. Seine Anlehnung an Bloch verdeutlicht die Definition des Utopischen, die er der Studie zu Grunde legte: »Stärker als im Tagtraum der Gegenwart, kommt die Utopie in den Bildern der Vergangenheit, in Mythen und Märchen zum Vor-Schein. Das Goldene Zeitalter oder das Schlaraffenland erzählen von einer verkehrten Welt, einer Welt ohne Religion und Arbeit. Diese Traumlandschaften eröffnen ein Universum von kulinarischen und erotischen Genüssen aller Art, niemand leidet Not, es gibt weder Polizei noch Henker. Solche lustvollen Bilderwelten schimmern durch alle Utopien und finden ihren Ausdruck selbst im Alltag noch, wenn jemand nach all der Plackerei wieder ›reif für die Insel‹ ist« (S. 19).

Doch Chlada geht auch an entscheidenden Stellen über Bloch hinaus. So hat er weitaus stärker vor allem visualisierbare Quellen berücksichtigt, d. h. Bücher, Reden, Filme etc. Und es ist anzumerken, dass Chlada mit seiner Arbeit der Utopieforschung neue Quellen erschlossen und weitere Themenbereiche geöffnet hat, gerade weil ihm kein marxistischer Dogmatismus den Blick versperrte. Die von ihm dargebotene Materialfülle reicht über viele der neueren Arbeiten zu den Utopien hinaus. So erwähnt er die zahlreichen Frauenutopien (z. B. S. 144 ff.) ebenso wie ökologische Utopien (z. B. S. 152 f.) oder Computerspiele (S. 181 ff.). Innovativ ist nicht nur der Zugriff auf die utopischen Potenziale in Filmen und anderen Medien, sondern auch der breite Platz, den Chlada den sexuell-utopischen Visionen einräumt, die von Charles Fouriers Liebeswelt bis hin zur »Geschichte der O« reichen (S. 159 ff.). Abgerundet wird die Darstellung utopischen Denkens durch sieben Interviews (u. a. mit Elmar Schenkel, Lars

Aretz, Andrea zur Nieden), die Chlada mit verschiedenen Personen geführt hat und in sein Werk integrierte.

Chladas Studie ist eine gut lesbare Einführung in die Möglichkeiten und Chancen des utopischen Denkens. Darum ist es umso bedauerlicher, dass er seine eigene Meinung zur Zukunftsfähigkeit des utopischen Denkens nicht offen ausspricht, sondern die Antworten anderen überlässt. Hier muss vor allem das Interview mit Christoph Spehr genannt werden, in welchem sich beide Diskussionspartner über die Utopien und ihre gesellschaftlich-politische Rolle unterhalten (S. 217 ff.). Es kann allerdings kein Zweifel daran bestehen, dass Chlada Utopien für notwendig hält, um ein besseres Leben der Menschen zu gewährleisten und immer auch zu antizipieren bzw. träumend auszugestalten.

ANDREAS HEYER

**Ergötzliche Briefe  
des Dessauer Malers Carl Marx  
an Wolfgang Hütt. Eingeleitet und  
kommentiert von Wolfgang Hütt,  
Stekovics Verlag Halle 2003,  
135 S. (19,80 €)**

Carl Marx (1911-1991) war ein echter »Haggestolz« (W. Hütt) und Eigenbrötler, der weder verlobt noch verheiratet gewesen ist und dessen familiäre Fürsorge seinem Vater galt, der 1979 im Alter von 93 Jahren starb. Die charakterliche Eigenart des introvertierten und gegenüber Fremden unnahbaren Malers äußerte sich in mancher (edlen) Attitüde. Geld, das er durch den Verkauf von Bildern (von ihm kurz »Öler« genannt) verdiente, aber nicht zum Bestreiten des Lebensunterhalts brauchte, spendete er oft und gern sozialen Zwecken; wohlwissend, dass es auch in der DDR Menschen gab, denen es noch schlechter ging als ihm, dem künstlerischen Außenseiter. Dass etwa die Schützlinge eines »Heim(s) in Dessau für geschädigte Kinder« zum Weihnachtsfest 1982 einen Fernseher erhielten, war einer großzügigen Marxschen Spende in Höhe von 3 000 DDR-Mark (damals ein kleines Vermögen!) zu verdanken, die er im Dezember



des genannten Jahres dem Gesundheitsamt in Dessau zukommen ließ. An ihn ergangene Angebote auf finanzielle Unterstützung (u. a. eine Ehrenrente) lehnte Marx schon in den Jahren ab, da er von seiner Kunst mehr schlecht als recht lebte. Diese selbstlose Haltung erregte Aufmerksamkeit – auch und vor allem die des Ministeriums für Staatssicherheit, das die biographische Literatur zum Künstler Carl Marx durch Spitzelberichte ergänzte, aus denen im Anmerkungsteil dieses Buches zitiert wird.

Wie weit seine Uneigennützigkeit gehen konnte, kann anhand der Restaurierung des Bauhaus-Komplexes in Dessau gezeigt werden. Carl Marx war Ende 1976 über sechs Wochen mit der Ausmalung des Treppenhauses in den Bauhaus-Farben gelb, rot und blau beschäftigt, da er die genaue Tönung kannte. Weil die PGH, also die ausführende Malergenossenschaft, nur über ein »Ultrablau« verfügte, »was ins Grünliche schlägt«, fuhr Marx eigens nach Leipzig, um ein »holländisches Tempera-Kobalt« zu kaufen. Denn: »Bauhausblau ist Kobaltblau.« In einem Brief vom 14. November 1976 erklärte er den von ihm betriebenen Aufwand als späte Dankesbekundung: »Ein kleiner Dank an das Bauhaus für Anstöße und Erkenntnisse, die doch meinem ganzen Leben Substanz und Richtung gaben.« Eitelkeit hingegen wird man ihm kaum vorwerfen können. Das Angebot, sich an einer Schau in Leipzig mit einem Selbstbildnis zu beteiligen, lehnte Marx mit dem Argument ab: »Meine zivile Visage interessiert niemand, da (male ich) für diese Zeit lieber ein gutes Bild.« Gute Bilder waren ihm jene, die thematisch abseits des Alltäglichen spielten. Marx hatte eine Vorliebe für zirzensische und erotische Motive. Artisten und Clowns hier, Mädchen und junge Frauen dort. Letztere sah er an der Adria – nein, nicht in Italien, wie auch, vielmehr in dem Dessauer Freibad gleichen Namens, in welchem Marx im Sommer (nach einer morgendlichen Runde an der Staffelei und vor der zweiten abendlichen Sitzung) regelmäßig zu finden war. – Wenn er denn gefunden werden wollte. Oft irritierte er potenzielle Besucher, indem er an seine Haustür Zettel mit Kurzmittellungen wie »Bin in Halle« oder »Bin in Leipzig« heftete, um in den eigenen vier Wänden ungestört arbeiten zu können.

»Mit seinen Bildern verfremdete Marx das Reale«, so Wolfgang Hütt in seinem Vorwort. Das mag heute nicht weiter aufregend, schon

gar nicht aufsässig klingen. Aber wenn man weiß, dass auch Carl Marx in den fünfziger Jahren als »Formalist« geschmäht, um nicht zu sagen: verleumdet worden ist, kann man in etwa erahnen, was es für Konsequenzen haben konnte, eine ganz eigene Ästhetik zu vertreten, die in keiner Weise mit dem Konformismus, wie man in der Frühzeit der DDR den »sozialistischen Realismus« nannte, der von der Kulturpolitik dogmatisch eingefordert wurde. Schon in Marx' überlieferten Tagebüchern aus den späten vierziger Jahren heißt es: »Mir schwant nichts Erfreuliches in Bezug zur SED. Vor allem das Mittelmäßige. Der revolutionäre Kleinbürger maß sich Fähigkeiten an und dirigiert ohne Gefühl, sogar ohne Verstand.« Die dräuende Zukunft – hier in Gestalt der 1951 einsetzenden Formalismus-Kampagne – sollte dem diesbezüglich weit-sichtigen Künstler Recht geben. Er zog sich daher lieber in den Elfenbeinturm seines Ateliers zurück. Er wartete, bis die Zeit reif für seine Kunst war; freilich zu dem Preis, dass er, als er im Kunstbetrieb der DDR anerkannt wurde, schon ein alter Mann war.

Es konnte Jahre dauern, bis Carl Marx Zutrauen zu einem Menschen fand. Wie lange es währte, bis er gegenüber dem halleischen Kunsthistoriker Wolfgang Hütt auftaute, mögen die Kopfzeilen der Briefe zeigen. Was mit der offiziellen Anrede »Lieber Herr Dr. Hütt« am 12. November 1970 begann, das wurde erst ab 11. Oktober 1974 in den weniger distanzierten Gruß »Lieber Kollege Dr. W. Hütt« umgewandelt. Aber es mussten weitere neun Jahre vergehen, bis am 3. Dezember 1983 das herzliche »Lieber Wolfgang Hütt« die Schreiben aus Dessau eröffnete. (Auch die Biographie des 1925 geborenen Wolfgang Hütt könnte als Plot für einen veritablen DDR-Roman dienen: 1961 etwa wurde Hütt als Oberassistent der Leipziger Universität wegen des »Verdachts staatsfeindlicher Gruppenbildung« aus dem Hochschuldienst entlassen; 1971 kündigte er als Direktor der Staatlichen Galerie Moritzburg in Halle nach Angriffen auf seine Ausstellungspolitik.)

Hätte sich die DDR in den siebziger Jahren nicht an das von ihr über Jahre vernachlässigte (vielleicht formalistische, auf jeden Fall aber anarchische) Bauhaus erinnert, so wären wohl auch Carl Marx' Memorabilien über seine